

# Einführung in das Studium der Geschichte

## 1. Quellenkunde

### 1.1. Was ist eine Quelle?

Definition nach Goetz, Proseminar Geschichte: Mittelalter, S. 62 f.

OHF

Als historische Quellen bezeichnen wir im weitesten Sinn alle Zeugnisse (Überlieferungen), die über geschichtliche (= vergangene) Abläufe, Zustände, Denk- und Verhaltensweisen informieren, d. h. letztlich über alles, was sich in der Vergangenheit ereignet hat, diese kennzeichnet, von Menschen gedacht, geschrieben oder geformt wurde.

Dabei ist zu beachten:

- Diese Definition ist auch umkehrbar: jede Überlieferung, die etwas über die Vergangenheit aussagt, ist (potentielle) historische Quelle. Es gibt grundsätzlich nichts, das nicht Quelle werden könnte. Ob diese brauchbar ist und ob es sich um eine bessere oder schlechtere Überlieferung handelt, entscheidet sich erst von der jeweiligen konkreten Fragestellung her.
- Quellen sind nicht schon als solche geschaffen. Sie haben ursprünglich vielmehr ein von der Benutzung durch HistorikerInnen unabhängiges Eigenleben und einen Eigenwert. Sie wollen (fast immer) etwas Bestimmtes aussagen, aber nicht zwangsläufig das, was uns an ihnen interessiert.
- Zur „Quelle“ wird dieses Zeugnis erst unter den Händen der HistorikerInnen, die daraus Kenntnisse über die Vergangenheit gewinnen wollen. Der Begriff kennzeichnet also nicht das Zeugnis an sich, sondern dessen Funktion für die Geschichtswissenschaft.

Daraus ergeben sich zwei Folgerungen für die praktische Arbeit:

- Bei der Benutzung einer Überlieferung als Quelle darf man niemals vergessen, dass sie ursprünglich (wahrscheinlich) ganz andere Absichten als die erfragten verfolgte, die für eine angemessene Auswertung entsprechend zu berücksichtigen sind.
- Die Überlieferung selbst wiederum ist nicht die Vergangenheit, sondern sie gibt Zeugnis von ihr. Sie bedarf also der geschichtswissenschaftlichen Bearbeitung, um in diesem Sinne aussagekräftig zu werden: Die methodische Erschließung der Quellen ist Aufgabe der Geschichtswissenschaft.

Es würde kaum zum Ziel führen, an dieser Stelle die verschiedenen Klassifizierungen von Quellenarten anzuführen. Alle gängigen Systeme haben einerseits ihre Berechtigung, andererseits nur unter einer einem bestimmten Blickwinkel – und alle Einteilungen müssen in bestimmten Bereichen unscharf werden.

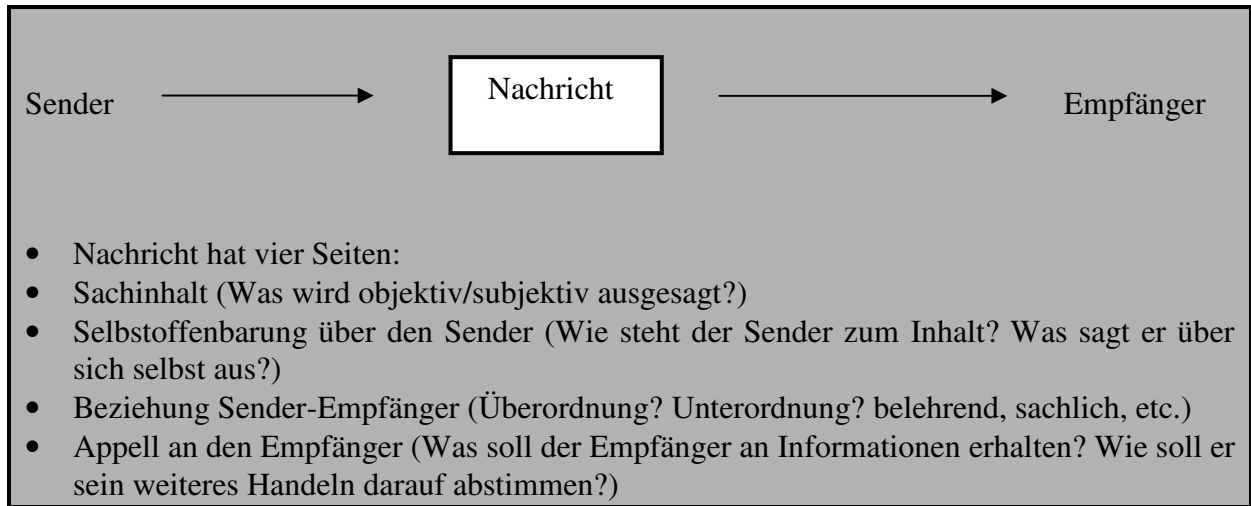
In unserem Zusammenhang interessieren die schriftlichen, die bildlichen und die gegenständlichen Quellen (im weitesten Sinn).

Für die oben skizzierte Beurteilung und Einordnung einer schriftlichen Quelle sind zwei Faktoren m. E. unerlässlich:

- Die Frage nach der Intention des Autors, die meist nicht ausdrücklich im Text erwähnt wird, sondern anhand von Hinweisen erschlossen werden muss.
- Die gattungsspezifische Beurteilung, d. h. jeder schriftliche Quellentyp hat seine Eigenheiten, die als Richtlinie herangezogen werden müssen.

## 1.2. Schriftliche Quellen – Intentionsanalyse

OHF



Beispiel: zwei Beschreibungen zur Begegnung mit Fremden

- Vita Columbani des Ionas von Bobbio (um 639/642): Begegnung des Heiligen mit der christlich-heidnischen Mischbevölkerung in Bregenz, die gerade ein Bieropfer für den germanischen Gott Wodan darbringt.
- Edward Waterhaus, Sekretär der Kolonie Virginia berichtet über ein Indianermassaker in Jamestown (1622)

## 1.3. Bildquellen

Im Gegensatz zu den schriftlichen Quellen, die ein Merkmal der Hochkulturen seit der Antike bilden, sind Bildquellen aus allen Epochen der Menschheitsgeschichte überliefert. Ihre Interpretation ist meist noch deutlich komplexer als die der Schriftquellen.

### Schritte bei der Interpretation:

#### **Beschreibung der Bildinhalte**

- Was ist dargestellt? Was steht im Zentrum, was im Hintergrund? Farbgebung? Details, z. B. Kleidung, etc.
- Beispiel: spätmittelalterliche Städtedarstellungen im Hintergrund, als Rahmen. Im Vordergrund steht z. B. die Anbetung durch die Hl. Drei Könige, d. h. eine Bibel- oder Heiligenszene. Die Protagonisten tragen Kleidung aus der Zeit der Abfassung des Bildes, d. h. die Bilder sind v. a. Quelle für die Zeit, aus der sie stammen!!!
- erst ab dem 14. bzw. 15. Jahrhundert kommen langsam auch Herrscherporträts auf, ab der Wende zur Neuzeit auch bürgerliche und bäuerliche Genreszenen
- Attribute beachten, z. B. Hund oder Löwe bei Herrschern (Löwe= Stärke, Hund= Treue)

- Natur, und was dazu gehört: z. B. Fabriken im 19. Jahrhundert durchaus als nicht negativ belasteter Teil der Landschaftsansichten – würde man heute eher vermeiden
- Bildquellen oft als einzige Möglichkeit, an bestimmte Gruppen heran zu kommen, z. B. Krüppel im Kreuzgang von Brixen im Zuge der Darstellung „Werke der Barmherzigkeit“

### **Informationen über den/die Schöpfer(in) des Bildes bzw. auch über deren Auftraggeber**

- Autor des Bildes gibt oft in erster Linie das wieder, was der Auftraggeber sehen bzw. darstellen will
- Manipulation? Fälschung? Wird v. a. bei der Fotografie ein wichtiger Bereich, z. B. wirkt ein Bild ganz anders, wenn nur ein bestimmter Ausschnitt herangezogen wird
- ein Original (z. B. Gemälde) oder viele Exemplare (z. B. Flugblatt mit Karikatur)?

### **Interpretation vor dem historischen, kunsthistorischen und geistigen Hintergrund**

- Was wissen wir über das Umfeld, d. h. was bedeutet es, wenn in einer Zeit, in der es nur geistliche Themen in der Kunst gab, plötzlich ein Herrscher oder bäuerliche Szenen dargestellt werden?
- Kann z. B. eine naturalistische Darstellung überhaupt erwartet werden? z. B. Mittelalter fehlende Perspektive– stimmen die Handhaltungen bei der Darstellung von schreibenden Mönchen wirklich so, wie sie in den Handschriften als Miniatur dargestellt sind?
- Warum werden bestimmte Themen in bestimmten Zeiten so modern? z. B. Nibelungensage im Zeitalter des aufkommenden Deutschnationalismus
- Topos (Gemeinplatz, ständig wiederkehrendes Motiv) beachten: z. B. liebliche Landschaft, frauenfeindliche Polemik
- Briefmarken-Emissionen: klare politische Aussage in totalitären Regimes, z. B. Nationalsozialismus, italienischer Faschismus, aber auch in Demokratien spiegelt sich die offizielle Politik wider: anhand der österreichischen Briefmarken nach 1945 ist der Proporz Rot-Schwarz perfekt ablesbar. Wie geht man mit NS-Widerstand, Frauenfragen, etc. um?, Deutsche Bundespräsidenten auf Dauermarken omnipräsent, Nationalismen, Klischees, ...)

### **Tendenz, spezielle Aussage, Funktion des Bildes?**

- heute oft nur sehr schwer nachvollziehbar, vgl. die Höhlenmalereien in Lascaux, Frankreich (ca. 15.000-17.000 Jahre alt): wohl keine Jagdbeschwörung (Dank für erfolgreiche Jagd oder Bitte um ebendiese), wie lange behauptet wurde. Man weiß heute aus archäologischen Funden aus dieser Zeit, dass die dargestellten Tiere, v.a. Rinder und Pferde nicht oder nur am Rande gejagt wurden, die Jagdtiere der damaligen Zeit (v. a. Rentiere, die bis zum Meer in die Enge getrieben wurden, wie heute noch in Nordnorwegen) fast nie dargestellt wurden – Wie lassen sich die Malereien heute deuten?
- Repräsentation (?), vgl. v. a. Renaissance- und Barock-Paläste mit der Apotheose (Vergöttlichung) der Herrscher, z. B. Nationalbibliothek (Prunksaal) in Wien auch Anknüpfen an bestimmte Traditionen, z. B. Fußbodenmosaike vor dem Stadio Olimpico in Rom: SW-Mosaike im Stil der antik-römischen Mosaike von Ostia, nur ließ Mussolini keine kämpfenden Gladiatoren, sondern moderne Soldaten darstellen mit MGs, Kampfflugzeugen, etc. (gilt analog auch für gegenständliche Quellen, z. B. Ankara, Mausoleum des Mustafa Kemal, genannt Atatürk, gest. 1938, Promenade zum Mausoleum geschmückt mit Löwen im Stil der hethitischen Hochkultur, bewusstes Abrücken von den islamisch-osmanischen Kulturen davor)
- Kritik in Bildern, z. B. Karikaturen, aber auch Darstellung von nicht Opportunem, d. h. idealisierend? besonders realistisch (z. B. Darstellung des Grauens im Krieg)?
- Abschreckung, Sozialdisziplinierung, z. B. Höllendarstellungen im Mittelalter

### Beispiele:

- Teppich von Bayeux (2. Hälfte 11. Jahrhundert, Faksimile, Ausschnitte, gewebter und bestickter Teppich)  
Beim Wandteppich von Bayeux handelt es sich um eine Stickerei auf Leinwand mit verschiedenfarbigen Wollgarn. Dieses Werk wurde sehr wahrscheinlich von einem angelsächsischen Atelier ausgeführt und zwar auf Wunsch von Odon de Conteville, Bischof von Bayeux sowie Halbbruder von Wilhelm dem Eroberer. Der über 70 Meter lange und 50 cm hohe Wandteppich schildert die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer, beginnend im Jahr 1064: Da der damalige König von England, Eduard, sich seinem Lebensende näherte und keine Kinder hatte, bat er seinen Schwager Harold sich in die Normandie zu begeben. Dort sollte er Wilhelm, dem Herzog dieses Gebietes, mitteilen, dass der König ihn zu seinem Nachfolger für den englischen Thron ernannt habe ...
- Evangelist Lukas als Maler, im Hintergrund Stadt (1485/1490, Tafelbild von Derick Baegert, heute Münster, Westfälisches Museum für Kunst und Kulturgeschichte) (entnommen aus: Harry Kühnel, Alltag im Spätmittelalter, Abb. 342 nach S. 284)  
Der Evangelist Lukas wurde von den Malern als Patron verehrt, war er doch der Legende nach der erste, der ein Marienbild gemalt hatte. Darstellungen dieser Legende geben dem Künstler nicht nur die Möglichkeit, den Bereich gehobenen bürgerlichen Wohnens zu schildern, sondern auch Gelegenheit, Maler bei der Arbeit zu zeigen.
- Karikatur: Ego sum Papa – Ich bin der Papst (um 1500, Holzschnitt) (entnommen aus: Werner Lach und Karl Görres, Politische Karikatur und ihr Einsatz im Unterricht. Limburg 1985, S. 19)  
Die Karikatur zeigt den Papst Alexander VI. Er trägt die Tiara als das Zeichen des Hauptes der Christenheit. Über das grinsende, mit scharfen Hauern besetzte Maul ragt ein spitzer, gebogener Doppelschnabel. Seitlich vom Kopf stehen Schweinsohren ab. Darüber wachsen gebogene Widderhörner. Auf dem Oberkörper befindet sich ebenfalls eine Fratze mit scharfem Schnabel. Die Hände sind Klauen, an denen sich Krallen befinden. Statt des Krummstabes hält der Papst einen gebogenen Zweizack in der Hand, an dem eine Henkerschlinge befestigt ist. Die Karikatur verteufelt den Papst, stellt ihn als Antichrist dar. Sie will den Papst als eine Person vor Augen führen, die Hass und Verachtung verdient. Der Vergöttlichung wird somit die Verteufelung entgegengestellt.
- Jacques Callot: Vom Krieg erschlagen – bettelnder Krüppel (Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Kupferstich) (entnommen aus: Geschichte lernen 65: „1648“, S. 63)  
Ausdruck der französischen Propaganda gegen den Krieg des Hl. Römischen Reiches
- Hyacinthe Rigaud: Ludwig XIV. in Feldherrnpose (1701, Tafelbild) (entnommen aus: Geschichte lernen 60: „Französische Revolution“, beigelegte OHF zu S. 34-38). Das Bild entspricht nicht zuletzt aufgrund des Wissens über seine um diese Zeit schon weit fortgeschrittene Entstellung durch eine Syphilis-Erkrankung mit Sicherheit nicht der Realität
- W. Völker: Politischer Damenclub – Karikatur (1848, Federzeichnung) (entnommen aus: Geschichte lernen 61: „1848“, S. 50)  
Siehe dazu Geschichte lernen 61, S. 47-52 „Vom Herd auf die Barrikade?“ zu Frauen in der Revolution 1848

- Kongress der Bolschewiki und Ausschnitte davon (1919, Foto) (entnommen aus: Alain Jaubert, Bilder, die lügen. Frankfurt am Main 1989, S. 22). Durch die unterschiedlich gewählten Ausschnitte erfolgt stets eine Manipulation, die bei der Interpretation durchbrochen werden muss.

## 1.4. Dingliche Quellen, Realien

Der Bereich der dinglichen/gegenständlichen Quellen, der Realien lässt sich kaum überblicken. dazu zählen u. a.

- Bauwerke und Reste davon
- Menschliche und tierische Überreste
- Dinge des täglichen Gebrauchs, z. B. Mobiliar, Schmuck, Geschirr, liturgisches Gerät, Textilien, Werkzeuge, „Modeerscheinungen“ (von der „Prilblume“ bis zum Handy), ...
- Natur (z. B. Reste von Altstraßen, Reste früherer Naturkatastrophen, etc.)

Diese können noch *in situ* (an Ort und Stelle) oder an anderen Orten (z. B. Museen) in vollständig erhaltener oder fragmentarischer Form vorliegen.

Ihre Interpretation bedarf der Zusammenarbeit vieler Disziplinen, neben der Geschichtswissenschaft auch der Archäologie und ihrer naturwissenschaftlichen Nachbarwissenschaften (z. B. Geophysik, Luftbildarchäologie, ...), der Volkskunde, der Kunstgeschichte, ...

Beispiel: interdisziplinäres Projekt Edelmetallbergbau am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit (Bockhart-Revier oberhalb von Böckstein/Gasteinertal): Im Zentrum standen die Ausgrabungen von Archäologen zu verfallenen Knappenhäusern aus dem 15./16. Jahrhundert. Geophysiker untersuchten mit modernen Magnet-Prospektionsmessungen das Umfeld der Siedlung und konnten so die Schlackenhalde (Abfallhalde mit taubem oder kaum erzhältigen Gestein) lokalisieren. Wie die Gebäude eingerichtet waren und wann sie aufgegeben wurden, konnte aus schriftlichen Quellen über dingliche Überreste in diesen Häusern rekonstruiert werden. Demnach war klar, dass die Gebäude bis zum Frühjahr 1616 in Betrieb waren, wenn auch nur mehr von vier bis fünf Knappen bewirtschaftet. Sie nahmen alle brauchbaren Gerätschaften ins Tal. Im Herbst 1616 waren die Gebäude nachweislich schon verlassen – eine Datierung, die archäologisch nie auch nur annähernd so genau möglich gewesen wäre.

## 2. Historische Hilfswissenschaften

### 2.1. Diplomatik

Die Diplomatik (Urkundenlehre) ist eine der ältesten Hilfswissenschaften und entstand wie die Paläografie (Schriftenkunde) im 17. Jahrhundert aus dem Streit nach der Echtheit von Rechtsansprüchen. Die Diplomatik, die hier mitsamt ihren Nachbarwissenschaften Sphragistik (Siegelkunde) und Chronologie (Zeitrechnung) vorgestellt werden soll, wird nach der deutschen Tradition in drei Bereiche geteilt:

- Kaiser- bzw. Königsurkunden (sind unscheltbar, d.h. sie haben uneingeschränkte Rechtsgültigkeit)
- Papsturkunden
- „Privaturkunden“, d.h. alle anderen, von Herzogs- und Bischofsurkunden bis hin zu privaten Verträgen, etc.

Die Abgrenzung zu Aktenkunde ist oft fließend. Allerdings versteht man unter Akten die Produkte des gesamten Verwaltungsprozesses, an dessen Ende schließlich eine Urkunde stehen kann. Diese Akten sind vor allem für die Neuzeit erhalten, im Mittelalter jedoch selten. Vorformen dazu sind z. B. die Register, die zunächst in der päpstlichen Kanzlei, ab dem 13./14. Jh. auch in vielen landesfürstlichen Kanzleien über aus- und/oder einlaufende Schriftstücke geführt wurden.

#### **Exkurs: Fälschungen im Mittelalter und in der Neuzeit**

In früheren Zeiten galt der Grundsatz, dass vor allem das Recht sei, was als Recht durchsetzbar war, d. h. oft wurden Zustände wider besseres Wissen durch Fälschungen in Kombination mit Macht geschaffen. Königsurkunden waren dazu besonders geeignet, weil sie unscheltbar waren, d. h. sie konnten nicht beeinsprucht werden, es sei denn man konnte nachweisen, dass eine Fälschung vorlag (was meist schwierig war). Durch die daraus resultierende Häufung von Fälschungen bzw. Verfälschungen von Dokumenten, speziell von Urkunden im Mittelalter kommt es manchmal zu dem Eindruck, dass im Mittelalter „sowieso alles gefälscht“ sei (vgl. Heribert Illig, Das erfundene Mittelalter – ein Bestseller, der auf perfekter Vermarktung trotz gravierender „Proseminar-Fehler“ basiert). Man muss freilich, betrachtet man frühere Zeiten zwischen Fälschung und Fälschung sehr genau unterscheiden. Besser passt oft der Begriff „subjektive Wahrheit“; man spricht auch von „intentionaler Geschichtsschreibung“ (vgl. heutige Zeitungen). Oft wurden einfach einige Worte hinzugefügt oder weggelassen, ersetzt oder sonstwie verändert. In der Urkundenlehre hat sich dafür der Begriff „verunechtet“ eingebürgert. Dies soll freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass es immer wieder groß angelegte Fälschungscorpora gab, z. B. die des Bischofs Pilgrim von Passau (961-991) oder das Privilegium maius (1358/59).

Kaiser- und Königsurkunden weisen für weite Teile Europas im Mittelalter, aber auch weitgehend in der Neuzeit ganz strenge Kriterien bezüglich des Inhalts und Aufbaus auf. Die Analyse der sogenannten inneren und äußeren Merkmale einer Urkunde ist daher auch für die Echtheitskritik von maßgeblicher Bedeutung. Das Fehlen bestimmter Teile oder signifikante Abweichungen von der Normalform sind häufig Hinweis auf Fälschungen oder Verfälschungen.

## 2.2. Sphragistik (Siegelkunde)

Vor allem seit dem 10./11. Jahrhundert wurde der Inhalt der Urkunden durch die Anbringung eines Siegels bekräftigt. Das Wort Siegel (lat. sigillum, griech. σφραγίς) bezeichnet zwei Dinge: den Siegelstempel (auch Typar oder Petschaft), aber auch den Siegelabdruck.

Bei den Römern diente das Siegel als Verschlussmittel von Schriftstücken, in den germanischen Reichen des Frühmittelalters als Erkennungszeichen. Mit der Zeit entwickelte sich daraus ein Zeichen zur Beglaubigung. Die Echtheit der Urkunde wurde, als dies nicht mehr durch die eigenhändige Unterschrift des Ausstellers oder Kanzleischreibers geschah, durch das Siegel gewährleistet. In der Neuzeit überwog wieder der Charakter des Briefverschlusses, sieht man von feierlichen Privilegien ab. Diese Siegel wurden freilich meist nicht mehr aus Wachs, sondern aus Lack gefertigt und mit einem Siegelring geprägt.

Das Führen von Siegeln war nicht jedermann gestattet: Städtische Bürger durften z. B. ihr Siegel zur Beglaubigung nur an Schriftstücke hängen, die Rechtssachen innerhalb der Stadt betrafen.

Dem Material nach unterscheidet man zwischen Wachssiegeln und Bullen (Metallsiegel aus Gold oder Blei, letztere v. a. im päpstlichen Bereich verwendet). Unter Bulle werden freilich auch ein eigener Typ der Papsturkunde im Spätmittelalter (vereinfachte Form des Privilegs) sowie Urkunden, die mit einem Bullensiegel bekräftigt wurden, bezeichnet, z. B. die Goldene Bulle Karls IV. von 1356 zur definitiven Festsetzung des Kurfürstenkollegiums.

Nach der Befestigung unterscheidet man die aufgedruckten (Wachs-)Siegel (*sigillum impressum*), die in einen Kreuzschnitt im Pergament eingegossen wurden und die Hängesiegel, wobei den Großteil der zweiten Gruppe die anhängenden Siegel (anhängenden S., *sigillum pendens*) ausmachen. Die Schnur wird zumeist durch den umgefalteten unteren Rand, die Plica, gezogen.

Bei den Siegelbildern kommen bestimmte Themen immer wieder vor: Herrscher im Brustbild oder thronend, Wappen u. ä., bei Stadtsiegeln auch das Stadtwappen oder Gebäude der Stadt (z. B. Stadttor, Dom, etc.), aber auch Symbole (z. B. ein Horn bei der Stadt Horn, eine Erdbeere!! beim Wiener Stadtteil Erdberg).

## 2.3. Chronologie

Das Datum wird je nach Urkundentyp und Zeit in unterschiedlichen Jahres- und Tagesangaben fixiert.

### Jahres- und Datumsangaben

Jahreszählung: Zählung ab Christi Geburt geht auf den Mönch Dionysius Exiguus zurück, der diese um 525 in Rom einführte. Durchgesetzt hat sich diese Zählung allerdings erst durch das kirchengeschichtliche Werk des Beda Venerabilis (8. Jh.) und die karolingische Kalenderreform. Bei der Errechnung von Christi Geburt passierten freilich einige Rechenfehler. Die geburt Christi fand vermutlich schon 6/7 v. Chr. statt. Das Jahr 0 gibt es übrigens nicht, sodass die Jahrtausendwende erst von 2000 auf 2001 stattfand.

Zuvor wurde von der Gründung der Stadt Rom (753 v. Chr.), im byzantinischen Bereich von der Erschaffung der Welt (fiktiv 5508 v. Chr.) gerechnet, weiters nach Olympiaden (ab 776 v. Chr.), Herrscherjahren und Konsulatsjahren.

In der Neuzeit wurden zudem weitere Jahresdatierungen versucht, z. B. ab dem 10. August 1792 (2. Französische Revolution mit anschließender Ausrufung der Republik) – Zählung nach „an X de la Republique). Für diesen Kalender wurden auch eigene Monatsbezeichnungen eingeführt. Ähnliches wurde auch im faschistischen Regime Mussolinis versucht (ab 1922).

### Tages- und Monatszählung:

- Römischer Kalender: seit Julius Caesar erfolgte die Umstellung auf das Sonnenjahr (zu je 365 Tagen mit einem Schaltjahr alle vier Jahre). Die Monatsnamen und deren Länge entsprach schon dem heute üblichen System. Man zählt allerdings nicht die Tage durch, sondern rechnete von drei „Fixtagen“ nach vorne: Kalenden (der 1. eines Monats), Iden (der 13. eines Monats, im März/Mai/Juli/Oktobre hingegen der 15.), Nonen (der 9. Tag vor den Iden, also der 5. bzw. 7. eines Monats). Zu beachten ist, dass jeweils der erste und letzte Tag der Zählung miteinbezogen werden müssen. Das System ist auch im Mittelalter weit verbreitet.  
Beispiele: am 4. Tag vor den Iden des März = 12. März; am 12. Tag vor den Kalenden des Juli = 20. Juni
- Zählung im Spätmittelalter nach Heiligen, z. B. am Samstag nach St. Margareten (nur mit speziellen Handbüchern auflösbar)
- Tagesnamen: z. B. Eritag/Irchtag für Dienstag, Phincztag für Donnerstag
- Tageszählung nach heutiger Form

### Kalenderverbesserung:

Der Julianische Kalender war trotz der Einführung des Schaltjahrs etwas ungenau (ca. 11½ Minuten pro Jahr). Daher klafften etwa die tatsächliche Sommersonnenwende und der 21. Juni immer mehr auseinander. Im 16. Jahrhundert kam es daher zu einer Kalenderreform durch Papst Gregor XIII., der die Tage ausglich indem er direkt vom 4. auf den 15. Oktober 1582 sprang. Dieser sog. Gregorianische Kalender wurde in Russland allerdings erst nach 1917 eingeführt. Die Russische Oktoberrevolution fand daher eigentlich schon am 7. November 1917 statt, da es mittlerweile zu 15 Tagen Unterschied gekommen war. Im übrigen Europa erfolgte die Umstellung ländersweise gegen Ende des 16. Jahrhunderts.

## **2.4. Paläografie des Mittelalters und der Neuzeit**

Unter Paläografie versteht man die Lehre von den alten Schriften. Dabei geht es insbesondere um ihre räumliche und zeitliche Bestimmung, aber auch ganz allgemein um das Lesenkönnen der alten Schriften. Die Paläografie soll somit an das Verständnis und an die Geschichte der Schrift heranführen. Weiters untersucht die Paläografie, wie die alten Schriften voneinander abhängig sind. In neuerer Zeit rückten aber auch die Physiologie und Psychologie des Schreibens in den Mittelpunkt des Interesses, ebenso das soziale Umfeld.

### **Beschreibstoffe**

Unter dem Begriff „Beschreibstoffe“ versteht man in der Paläografie zumeist die Materialien, auf denen man schreibt, also beispielsweise Papyrus, Pergament oder Papier. Hingegen werden unter der Bezeichnung „Schreibstoffe“ die Materialien zusammengefasst, mit denen man schreibt oder die für den Schreibvorgang im Mittelalter zusätzlich nötig waren. Darunter fallen Tinte, Schreibrohr und Federkiel, aber auch Radiermesser, Lineal, etc. In Zusammenhang mit den Beschreib- und Schreibstoffen ist zudem die Schreibtechnik, aber auch die Geisteshaltung hinter dem (Ab-)Schreibvorgang, die psychologische Seite des Schreibens, von Interesse.

### **Papyrus**

Der Papyrus diente seit dem Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. in Ägypten als Beschreibstoff. Er wird aus dem Halm der Papyrusstaude, einer Schilfpflanze, gewonnen, die vor allem am



Nil gedeiht. Der Halm wird zunächst mit einem Messer in Streifen geschnitten, die senkrecht und waagrecht übereinandergelegt, dann glatt gehämmert und gepresst werden. Durch den Saft der Pflanze halten die Streifen von selbst zusammen. Die Oberfläche wird zudem noch mit einem Bimsstein geglättet.

Papyrus wurde in langen Rollen aufbewahrt, die jeweils in Spalten beschrieben wurden. Eine Buchrolle wurde als *volumen* bezeichnet, ein Begriff, der in der engl.-ital.-franz. Bezeichnung *volume* für „Band“ weiterlebt. Während der gesamten Antike war Papyrus der wichtigste Beschreibstoff, erst in der Spätantike löste das Pergament Papyrus in dieser Rolle ab. Der Großteil der heute erhaltenen Papyri ist allerdings nicht lateinisch, sondern griechisch beschrieben. Der überwiegende Teil enthält Wirtschaftsaufzeichnungen; literarische Texte auf Papyrus sind eher die Ausnahme. Gerade in Italien hielt sich der Papyrus als Beschreibstoff bis ins Mittelalter: In Ravenna wurde Papyrus als Beschreibstoff bis ins 9. Jahrhundert, in der päpstlichen Kanzlei sogar bis ins 11. Jahrhundert verwendet. „Papyrus“ diente in Süditalien bis ins 13. Jahrhundert als Bezeichnung für Papyrus, um dann nahtlos in die Bezeichnung für den damals in Europa neu auftretenden Beschreibstoff Papier überzugehen.

### **Pergament**

Der Sage nach soll Pergament in hellenistischer Zeit in der kleinasiatischen Stadt Pergamon erfunden worden sein, als während einer Belagerung auch die Zufuhr von Papyrus unterbrochen war – daher der Name. Tatsache ist, dass es schon während der Antike Pergament gab; es konnte sich aber aufgrund des gewaltigen Preisunterschiedes zum billigen Papyrus nicht durchsetzen. Warum es allerdings in der Spätantike schließlich zum wichtigsten Beschreibstoff wurde, ist nicht ganz gesichert. Vermutlich spielte einerseits die Verschiebung des Machtzentrums im Weströmischen Reich weg vom Mittelmeer nach Mittel- und Westeuropa eine Rolle, wo sich Papyrus aufgrund der feuchten Witterung nicht so gut hielt. Auf der anderen Seite könnte hinter der Verwendung des dauerhafteren Pergaments auch die Intention dahinterstecken, wichtige Texte für die Ewigkeit zu bewahren, sei es auf heidnischer Seite die Werke von Klassikern wie Vergil und Cicero oder auf christlicher Seite die Bibel und Texte von Kirchenlehrern. Die früher häufig geäußerte These, der Vorstoß der islamischen Araber ins „Papyrusland“ Ägypten habe die Papyruszufuhr abgeschnitten, stimmt mit Sicherheit nicht, da der Übergang zum Pergament schon deutlich vor dem 7. Jahrhundert erfolgte.

Man darf nicht vergessen, dass die Herstellung einer Pergamenthandschrift immens teuer war: allein für eine größere Handschrift wurden bis zu 500 Schafhäute benötigt. Besonders prunkvolle Handschriften wurden aus der Haut ungeborener Tiere hergestellt (sog. Jungfernerpergament oder *charta non nata*). Seit der Spätantike wurden Pergamentblätter auch mit Purpur eingefärbt und mit Gold- oder Silbertinte beschrieben.

In der Regel ging man jedoch sehr sparsam mit dem Pergament um: Man verwendete auch Randstücke; Löcher in den Blättern sind eher die Regel als die Ausnahme. Man ging sogar so weit, Texte, die nicht mehr benötigt wurden, weil sie nicht mehr verstanden wurden, theologisch überholt oder sonstwie nicht mehr interessant waren, abzuwaschen und abzuschaben, um das Pergament ein zweites Mal zu beschreiben. Auf diesen sog. Palimpsesten sind uns heute Texte erhalten, die sonst verloren wären, beispielsweise das erste Buch von Ciceros staatsrechtlicher Abhandlung „De re publica“. Die abgeschabten Texte können heute schonend durch spezielle elektronische und photographische Verfahren wieder lesbar gemacht werden.

### **Exkurs: Wie entsteht eine Handschrift?**

Pergament wird aus der Haut von Schafen, Ziegen oder Rindern hergestellt, die im Gegensatz zum Leder nicht gegerbt, sondern in einer scharfen Kalklauge gebeizt wird. Dadurch werden

die Haare gelockert, die Haut wird entfettet. Danach wird die Haut mit einem mondförmigen Schabeisen gereinigt und zum Trocknen auf einen Rahmen gespannt. Die weitere Behandlung divergiert und hängt von der Region, von der Epoche, von der Tierart und von der intendierten Qualität ab. In Italien beispielsweise wurde die Schaf- oder Ziegenhaut häufig kalziniert, d. h. vor dem Trocknen mit einem Kreideaufguss für das Schreiben vorbereitet. Über die Herstellung von Handschriften sind wir sowohl durch schriftliche Vermerke als auch durch bildliche Darstellungen informiert. Eine Sonderstellung nimmt dabei die aus dem 12. Jahrhundert stammende Darstellung aus dem Kloster Michelsberg bei Bamberg ein: In insgesamt zehn Medaillons werden die einzelnen Schritte zur Herstellung eines Buches im Mittelalter nahegebracht:

Abbildung aus einer Handschrift aus dem Kloster Michelsberg (12. Jahrhundert) (vgl. OHF/Kopie)

1. Die in Kalklauge gebeizte Tierhaut wird in einen Rahmen gespannt und mit einem mondförmigen Schabeisen von Haaren, Hautteilchen und Blutgefäßen gereinigt.
2. Ein Mönch schneidet mit einem Federmesser und einem Lineal das Pergament zu.
3. Ein Schreiber falzt mit einem Falzbeil die Pergamentblätter; am Ohr trägt er eine Schreibfeder.
4. Ein Buchbinder heftet die Lagen über einer Heftlade mit einer Nadel auf Bündel (es handelt sich dabei um die älteste Darstellung einer Heftlade).
5. Mit einem Beil wird der Buchdeckel behauen.
6. Auf einem Amboss werden die Buchbeschläge zugehämmert.
7. Ein Mönch verfertigt mit Griffel und Wachstafel ein Konzept.
8. Mit einem Federmesser wird die Schreibfeder oder das Schreibrohr zugeschnitten.
9. Ein Mönch präsentiert das fertige Buch.
10. Ein Mönch unterweist mit dem Buch einen Schüler.
11. Mitteldarstellung: Der Erzengel Michael steht schützend über dem ihm geweihten Kloster. Ein Mönch mit Schale und Pinsel malt eine Miniatur.

## **Papier**

Papier wurde im 2. Jahrhundert n. Chr. in China erfunden. 751 ist seine Herstellung in der innerasiatischen Metropole Sarmakand (heute Usbekistan) belegt. Danach verbreitete sich der neue Beschreibstoff im arabischen Raum. Im 12. Jahrhundert schließlich wurde Papier erstmals auf europäischem Boden erzeugt. Die Papiermühle bei Valencia wurde allerdings noch von Arabern betrieben. Ein Jahrhundert später entstanden die ersten Papiermühlen in christlich beherrschten Gebieten, zunächst in Spanien und Italien (Fabriano bei Ancona, 1260/70), später auch in Westeuropa (Troyes, 1338) und Deutschland (Nürnberg 1390). In Österreich ist die Papierherstellung erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts belegt (St. Pölten, Wiener Neustadt).

Papier war seit jeher ein „Recyclingprodukt“: Leinenlumpen wurden zerkleinert, in Wasser aufgeweicht und einem Fäulnisprozess unterzogen. Die verbliebenen Fasern wurden mehrmals gestampft und mit Wasser versetzt. Aus einem Bottich wurde in weiterer Folge der Papierbrei mit einem Sieb geschöpft; die Fasern blieben an den Drähten hängen, das Wasser floss ab. Auf einem Wollfilz wurde der Bogen in wiegender Bewegung abgedrückt und mit einem weiteren Filz bedeckt. Darauf wurde wieder abwechselnd Papier bzw. Filz gelegt, bis ein hoher Stoß entstand, der zum Ausdrücken des verbliebenen Wassers in eine Presse gelangte. Schließlich wurde das Papier noch geleimt: Wasser wurde mit tierischen Leimen und Alaun zu Leimwasser versetzt, durch das die Papierblätter einmal oder mehrmals gezogen wurden.

Schon bald war es in den Papiermühlen Europas üblich, die eigene Produktion durch ein Wasserzeichen zu kennzeichnen. Dafür wurde auf die Drähte des Papiersiebes ein weiterer

Draht gelegt, der zu einer Figur, beispielsweise einem Tier, einem menschlichen Kopf oder einer Krone geformt war. An der Stelle der Drähte ist das Papier etwas dünner, sodass diese Stellen erkennbar sind, wenn man das Papier gegen das Licht hält. Solche Wasserzeichen stellen ein wichtiges Merkmal zur Datierung und Lokalisierung des Papiers und damit auch der Handschrift dar. Da die Drähte für das Wasserzeichen nur wenige Jahre hielten, lässt sich das Papier mittels Wasserzeichen auf wenige Jahre genau datieren.

Papierblätter wurden ebenso wie Pergament zu Handschriften gebunden, wobei das deutlich sprödere und leichter reißbare Papier zwar billig, aber nicht so widerstandsfähig war. Papiercodices sind in Mitteleuropa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts belegt (aus Papier, das aus dem arabischen Raum importiert wurde). Besonders in Italien (Sizilien, päpstliche Kanzlei) und Spanien setzte sich das Papier rasch durch, besonders für Konzepte, Protokolle und Register. In Mitteleuropa löste es erst im 15. Jahrhundert und schließlich mit der Einführung des Buchdruckes Pergament als wichtigsten Beschreibstoff ab.

## Schreibstoffe

### Schreibrohr, Federkiel und Griffel

In der Antike beschrieb man den Papyrus zumeist mit einem pflanzlichen Schreibrohr, das vorne zugespitzt war. Es blieb bisweilen auch noch im Frühmittelalter in Verwendung. Ansonsten dominierte hingegen im Mittelalter die Vogelfeder als Schreibinstrument. Sie wurde je nach Schriftart vorne gerade oder schräg zugeschnitten. Wachstafeln wurden mit einem Griffel beschrieben, der auf der einen Seite spitz war. Die andere Seite des Griffels war abgeflacht. Wollte man etwas im Wachs tilgen, so drehte man den Griffel einfach um und fuhr mit der stumpfen Seite über das Wachs.

### Tinte und Farben

Schon in der Antike gab es mehrere Rezepturen für die Herstellung von Tinte: Sie basierten auf Ruß und Gummi, andere auf Sepia, wieder andere auf Galläpfeln und Eisenvitriol. Besonders letztere Tinten fraßen sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte häufig durch den Beschreibstoff, sodass heute nicht mehr die Schrift, sondern die Löcher „lesbar“ sind. Je nach Rezeptur ist die Tinte tiefschwarz, bräunlich, zum Teil aber auch olivgrün oder grau.

Zur Hervorhebung einzelner Buchstaben oder der Überschrift verwendete man ziegelrote Farbe (*minium*, Mennige, davon abgeleitet der Begriff „Miniatur“). Dazu kamen weitere Farben für Auszeichnungsschriften. Purpurpergament wurde mit Gold- oder Silberfarbe beschrieben.

## Physiologische und psychologische Aspekte des Schreibens

Die recht unterschiedlichen Techniken des Schreibvorganges sind uns aus vielen Darstellungen in mittelalterlichen Handschriften bekannt. Die Hand- und Fingerhaltung wirkt dabei für heutige Verhältnisse oft unnatürlich. Prinzipiell lässt sich bei der Fingerhaltung zwischen Extremformen, bei der sich alle Finger beinahe in gleicher Höhe befinden bzw. bei der die Finger senkrecht untereinander liegen, unterscheiden. Weiters kann der Unterarm im rechten Winkel vom Körper abstehen, diagonal oder parallel zum Körper gehalten werden. Schließlich haben auch die Neigung des Pultes und der Schnitt der Feder Einfluss auf den Charakter der Schrift.

Schreiben und Abschreiben war im Früh- und Hochmittelalter fast ausschließlich eine klösterliche Tätigkeit. Es gehörte in den Bereich der Askese und galt gleichsam als eine Form des Gottesdienstes. So formulierte beispielsweise Cassiodor im 6. Jahrhundert, dass jeder Buchstabe, den ein Mönch von der Heiligen Schrift kopiere, eine Wunde für den Teufel

bedeute. Zudem sah man Schreiben als streng normierte, mühevoll Kunst an, in die der junge Mönch schrittweise eingeführt wurde.

Zentrum des klösterlichen Schriftbetriebes war das Skriptorium, die Schreibstube. Die Schreiber eines Skriptoriums wiesen zumeist eine annähernd gleiche Schrift auf, sodass bisweilen in einer Handschrift kaum zu unterscheiden ist, ob ein oder mehrere Schreiber am Werk waren. Nicht selten wurde die Abschrift eines Buches mehreren Schreibern aufgetragen. Dazu kam noch die Tätigkeit des Rubrikators, der die Überschriften verfasste, und des Illuminators.

Im Spätmittelalter bildete sich im Umkreis der Universitäten ein Berufsschreibertum heraus. Besonders im 13. und 14. Jahrhundert wurden von häufig benötigten Büchern Normexemplare angelegt, die bei einem *stationarius* hinterlegt wurden. Die Schreiber konnten sich dort einzelne Abschnitte, sogenannte Pecien, zum Abschreiben ausleihen. Diese Pecien, die zumeist zwei Doppelblätter (= 8 Seiten) umfassten, dienten auch als Berechnungseinheit bei der Bezahlung der Schreiber. Dieses Berufsschreibertum war besonders an den Universitäten von Paris, Bologna und anderen italienischen Städten verbreitet, weniger im deutschsprachigen Raum.

Abschreiben bedeutete für den Schreiber in erster Linie das richtige Lesen, das Einprägen und neuerliche Niederschreiben von Wörtern, deren Bedeutung er bisweilen gar nicht mehr verstand. Aufgrund dieses mehrschichtigen Denkprozesses kam es beim Abschreiben immer wieder zu Fehlern, die zwar zum Teil durch einen Korrektor ausgemerzt wurden, oft aber heute noch unkorrigiert in den Handschriften überliefert sind. Es ist daher auch die Aufgabe eines Texteditors, die spezifischen Fehler nachzuvollziehen und gegebenenfalls zu korrigieren, zumindest aber in der Edition anzumerken. Schuld an diesen Fehlern kann eine schlecht lesbare Vorlage sein, aber auch Unkonzentriertheit, besonders bei Wortwiederholungen, gleichen Silben oder Buchstaben am Wortende und Wortanfang des folgenden Wortes. Bisweilen lässt sich sogar Legasthenie bei Schreibern nachweisen.

## Die wichtigsten Buchschriften des Mittelalters

### Capitalis

Seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. ist uns inschriftlich und auf Papyrus eine Majuskelschrift greifbar, die weitgehend unserer heutigen Blockbuchstabenschrift entspricht: die Capitalis. Handschriftlich tritt die Capitalis in zwei Erscheinungsformen auf, in der rascher geschriebenen, geschmeidigen Capitalis rustica und in der besonders steifen, an der Inschriften-Capitalis orientierten Capitalis quadrata. Aus der Spätantike sind in der Capitalis rustica vor allem Handschriften des römischen Nationaldichters Vergil aus dem 4.-6. Jahrhundert erhalten (vgl. *Textbeispiel 1*). Hingegen wurden in Capitalis kaum christliche Texte abgefasst. Sowohl die Capitalis rustica als auch die Capitalis quadrata dienten im Mittelalter als Auszeichnungsschrift für Überschriften (vgl. *Textbeispiel 3*, Zeile 1-2).

Textbeispiel 1: Vergilhandschrift in Capitalis rustica, die durch einen Vermerk über durchgeführte Korrekturen im Jahr 494 einigermaßen genau datiert werden kann. Auffallend ist das Fehlen von Worttrennungen, weiters die unterschiedliche Breite der Buchstaben und das teilweise Aufbrechen des Zweilinienschemas (f, l, y gehen leicht in der Oberlänge).

### Unziale

Schon im 2. Jahrhundert n. Chr. entwickelte sich eine neue Buchschrift aus Majuskelschriften: die Unziale. Die Überlieferung setzt weitgehend mit dem 4. Jahrhundert ein, mit der Zeit also, in der auch der Übergang von Papyrus auf Pergament festzustellen ist. In Unzial-Schrift wurden vornehmlich christliche Texte, aber auch Klassiker wie Cicero abgeschrieben. Die Schrift lebt mit gewissen Formentwicklungen bis ins frühe 9. Jahrhundert

fort und diente danach nur noch als Auszeichnungsschrift, als zweite Schrift in der Schriftenhierarchie nach der Capitalis (vgl. *Textbeispiel 3*).

Die Neuerungen betreffen besonders die Buchstaben d (runde, bauchige Form mit Abstrich nach links oben), e (gerundeter Schaft), h (in der Form des heutigen Druckbuchstaben) und q (mit senkrechtem Abstrich); kleinere Formveränderungen betreffen die Buchstaben m und u.

Textbeispiel 2: Unziale des jüngeren Typs. Widmungsseite des sogenannten Codex Amiatinus (nach seinem früheren Aufbewahrungsort San Salvatore di Monte Amiata bei Siena), einer um 700 in England geschriebenen Bibel-Prachthandschrift.

### **Die Karolingische Minuskel und die Buchschriften des 10. bis 12. Jahrhunderts**

Karl der Große ging in den 70er und 80er Jahren des 8. Jahrhunderts daran, das Bildungsgut der Spätantike zu restituieren. Er berief deswegen die bedeutendsten Gelehrten der damaligen Zeit aus ganz Europa an seinen Hof nach Aachen. Diese Gelehrten bemühten sich im Auftrag Karls des Großen, eine von den Verfallserscheinungen der Merowingerzeit gereinigte (mittel)lateinische (Norm-)Sprache zu schaffen. Basis dafür war das verstärkte Studium der klassischen und spätantiken Literatur. Zu diesem Zweck wurden aus ganz Europa die Werke der antiken Schriftsteller zusammengetragen, um sie abzuschreiben. Viele der antiken Autoren sind uns daher erstmals durch Handschriften aus der Karolingerzeit überliefert. Schließlich sollte für dieses große Abschreibvorhaben auch eine einheitliche und klar lesbare Schrift geschaffen werden. Diese neue Schrift, für die aus vielen damals verwendeten Buchschriften Formen entnommen wurden, wird allgemein als Karolingische Minuskel bezeichnet. Sie fand vom Beginn des 9. Jahrhunderts Verwendung. Ihre Buchstabenformen lebten in den Buchschriften des 10. bis späten 12. Jahrhunderts im gesamten Abendland fort. Auch unsere Druckschrift enthält hauptsächlich Formen aus der Karolingischen Minuskel.

Erstmals finden sich die neuen Formen fast in Reinkultur in den sogenannten Alkuin-Bibeln (*Textbeispiel 3*), einer Gruppe von fast 100 weitgehend identischen Bibelhandschriften, die um 800 unter Bischof Alkuin in Tours entstanden. Auch die am Hof Karls geschriebenen Prunkhandschriften hatten eine wichtige Rolle bei der Normierung der Schrift.

Textbeispiel 3: Alkuin-Bibel aus Tours mit einer frühen Karolingischen Minuskel (um 800). Der Beginn des Buches Genesis wird zunächst durch eine Überschrift in Capitalis quadrata und durch eine reich verzierte Initiale hervorgehoben. Dann folgt – eine Stufe niedriger in der Schrift Hierarchie – der Beginn des eigentlichen Textes in Unziale. Erst etwa ab der Mitte der linken Spalte setzt der Text in Karolingischer Minuskel ein. Die Schrift weist kaum noch Buchstabenverbindungen (Ligaturen) auf).

Für fast vier Jahrhunderte, länger als jede andere Schrift, standen die Karolingische Minuskel und die aus ihr hervorgegangenen Buchschriften des 10. bis 12. Jahrhunderts im gesamten Abendland in Verwendung, noch dazu in den meisten Gebieten als alleinige Schriftart. Im 9. Jahrhundert verschwanden vorkarolingische Nebenformen immer mehr zugunsten eines normierten Kanons an Buchstabenformen, Buchstabenverbindungen und Abkürzungen, der bis ins 12. Jahrhundert praktisch unverändert blieb; nur einige Details ermöglichen die chronologische und bisweilen auch lokale Einordnung.

### **Gotische Schriften**

Ausgehend von Frankreich setzte im 12. Jahrhundert der Trend zu Brechungen in der Schrift ein. Dadurch änderte sich der Charakter der Minuskel-Buchschrift des 12. Jahrhunderts so weit, dass man ab diesem Wandel von gotischen Schriften spricht. Bedingt durch die deutlich zunehmende Schriftlichkeit auch außerhalb der Klöster und der Kanzleien entwickelte sich eine große Niveau- und Formenvielfalt. Zusätzliche Schriftzentren waren jetzt besonders die Universitäten, aber auch abseits der Universitäten in den Städten konnten immer mehr Leute schreiben.

Die Klassifizierung der gotischen Schriften ist daher in der Forschung nicht einheitlich. Man unterscheidet heute die gotischen Buchschriften (Gothica Textualis) und die kursiven Geschäftsschriften (Gothica Cursiva) sowie zahlreiche weitere Schriften, die nicht in eine dieser Gruppen passen. Die einzelnen Großgruppen werden zudem noch nach ihrem Schriftniveau genauer unterteilt und mit dem Zusatz *formata* (besonders sorgfältige Ausführung), *libraria* (schöne Buchschrift) oder *currens* (kursiver, individueller Charakter) beschrieben.

Die Unterscheidung zwischen Textualis und Cursiva erfolgt anhand einiger Leitbuchstaben: Das a der Textualis setzt die Form der Unziale bzw. der Karolingischen Minuskel fort, wobei der obere Teil des Schaftes immer mehr eine Schlaufe und schließlich ab dem 14. Jahrhundert eine Öse bildet. Im späten 14. und 15. Jahrhundert entwickelt sich diese a-Form in kunstvollen Buchschriften regelrecht zu einem zweistöckigen Kasten weiter. In der Kursivschrift bleibt das a einstöckig. Die Buchstaben f und s stehen in der Textualis auf der Zeile; in den Kursivschriften, aber auch in der Bastarda, reichen sie deutlich unter die Zeile und bilden Schwellschäfte, besonders im 15. Jahrhundert.

Ein weiteres typisches Merkmal der gotischen Buchschriften sind die Brechungen: Schaftansatz, Bögen und Abstriche können einfach oder doppelt gebrochen oder aber „abgeschnitten“ sein. Durch den stark individuellen Charakter und die Kürzungen erfordert die Lektüre der gotischen Schriften ein ausgeprägtes Spezialwissen. Manche persönliche Handschriften sind auch für den Spezialisten praktisch unlesbar.

Textbeispiel 4: Gotische Textualis libraria aus dem 14. Jahrhundert. Die Wolfenbütteler Handschrift enthält das kriegstechnische Werk *De re militari* des Vegetius aus der Spätantike. Das a ist regelmäßig geschlossen, bildet sogar bisweilen schon einen Kasten, hat also auf der linken Seite keine Einkerbung mehr. Über dem i sind ganz feine gekrümmte Haarstriche (i-Punkte) zu erkennen. Auch andere Buchstaben weisen häufig feine Flämmchen auf. Bogenverbindungen und an Bögen angehängtes rundes r sind häufig. Einfach- und Doppelbrechungen kommen nebeneinander vor. Das Mittelband dominiert, die Ober- und Unterlängen sind nur kurz. Die Kapitelanfänge sind durch fein verzierte Initialen hervorgehoben, Satzanfänge zuweilen mit unzialen Majuskelschäften, die im Inneren eine zusätzliche Sehne aufweisen.

Textbeispiel 5: Gotische Cursiva libraria aus dem Jahr 1455. Die Kursivformen der Schrift sind allgegenwärtig: einstöckiges a, f und s reichen weit in die Unterlänge und haben deutliche Schwellschäfte; die in die Oberlänge reichenden Buchstaben bilden Schleifen. Die Buchstaben m, n und u sind sägezahnförmig. Insgesamt ist die Schrift aber recht klar lesbar und weist nicht übermäßig viele Kürzungen auf. Satzanfänge sind mit Majuskelschäften, die durch Sehnen verziert sind, hervorgehoben.

## **Humanistenschriften**

Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts begannen sich in Italien Gelehrte auf die Literatur der klassischen Antike zurückzubesinnen. Diese Frühhumanisten hielten jedoch fälschlicherweise die Karolingische Minuskel für die Schrift der Antike. Sie nahmen sich daher die Buchschrift des 11. und frühen 12. Jahrhunderts zum Vorbild und ahmten sie nach. Vorrangiges Ziel war es, die Schrift gegenüber der oft schwierig lesbaren und stark gekürzten gotischen Buchschrift zu vereinfachen. Da die Frühhumanisten allesamt selbst schrieben, prägten sie auch maßgeblich die Entwicklung der sogenannten Humanistenschrift, die in einer Minuskelschrift und einer Kursivschrift auftritt. Insgesamt wirkt die Humanistenminuskel (*Textbeispiel 6*) steif und gekünstelt. An kleinen Relikten aus den gotischen Buchschriften lässt sie sich aber zumeist eindeutig von der Karolingischen Minuskel des 11. Jahrhunderts unterscheiden: Manchmal finden sich noch Bogenverbindungen, unziales d oder Wortkürzungen, die erst seit den gotischen Schriften in Verwendung standen.

Textbeispiel 6: Humanistenminuskel aus dem Jahr 1488. Die äußerst runde, geschmeidige, aber dennoch etwas steife Minuskelschrift ist durch einige Details eindeutig als Humanistenschrift zu identifizieren. Die lange Schlinge des g stammt eindeutig nicht aus einer Buchschrift des 11. Jahrhunderts, ebenso nicht die Bogenverbindungen, etwa in Zeile 2 des zweiten Absatzes.

## Schriftenkunde der Neuzeit

Die systematische Erfassung der Schriften in den Neuzeit ist ungleich schwerer als für das Mittelalter, da der Kreis der schreibenden immer größer wurde. Auch regional sind mitunter große Unterschiede auszumachen. Andererseits sind viele Schriftstücke datiert, sodass eine zeitliche Einordnung exakt erfolgen kann. Zudem spielt auch die Rolle des Buchdrucks und hier besonders der gedruckten Schreibmeisterbücher für die Entwicklung der geschriebenen Schrift eine Rolle. Ab dem 18. Jahrhundert führt die staatliche Schulbildung zu einer zusätzlichen Vereinheitlichung der Schrift.

### Humanistenkursive und Cancellaresca

Unter den Humanisten entstand neben der Humanistenminuskel auch eine Humanistenkursive, als deren Schöpfer der Humanist Niccolò Niccoli (1363-1443) gilt. Die Buchstaben sind klar unterscheidbar, aber aneinandergelagert. Durch die Verwendung einer spitzen Feder fällt der Unterschied zwischen Haar- und Schattenstrichen weitgehend weg. Die Schrift weist eine deutliche Rechtsneigung auf. Viele Buchstabenformen entsprechen der heutigen Lateinschrift. Die Schrift wurde vor allem für lateinische und italienische Texte verwendet, aber auch in späterer Zeit für die Kennzeichnung von Fremdwörtern. Im 16. und 17. Jahrhundert fand sie vor allem auch in den Kanzleien Italiens Verwendung, sodass sie als Cancellaresca bezeichnet wird.

Textbeispiel 7: Humanistenkursive von Bianca Maria Sforza, der zweiten Gemahlin Kaiser Maximilians I. (1496, HHStA Wien, Reichsregister Bd. KK, fol. 29h), entnommen aus: Eberhard Büssel/Michael Neher (Hg.), Arbeitsbuch Geschichte Neuzeit 1 (16. bis 18. Jahrhundert): Quellen. Mit einer Einführung in die hilfswissenschaftlichen Disziplinen, bearb. von Leopold Auer. München 1977 (UTB 625), S. 80 f.

Textbeispiel 8: Humanistenkursive (Cancellaresca) aus dem späteren 16. Jahrhundert (1577, HHStA Wien, Reichsregister Rudolfs II., Bd. 9, fol. 340r), entnommen aus: Eberhard Büssel/Michael Neher (Hg.), Arbeitsbuch Geschichte Neuzeit 1 (16. bis 18. Jahrhundert): Quellen. Mit einer Einführung in die hilfswissenschaftlichen Disziplinen, bearb. von Leopold Auer. München 1977 (UTB 625), S. 86 f.

### Fraktur und Frakturkursive

Für deutschsprachige Texte, aber auch für slawische in den Ländern Ostmitteleuropas, wurden hingegen ab dem 16. Jahrhundert fast ausschließlich Schriften verwendet, die sich aus spätgotischen Kursivschriften sowie der Bastarda entwickelten. Dazu kommt die Fraktur als Drucktype, die sich an den stark gebrochenen gotischen Textualis-Schriften des 15. Jahrhunderts orientiert und erstmals in einem Gebetbuch für Kaiser Maximilian (1513) auftaucht. Sie erfuhr vor allem durch die gedruckten Traktate Albrecht Dürers weite Verbreitung. Unter dem Einfluss der Fraktur entwickelte sich in der Kanzlei Maximilians I. und seiner Nachfolger auch eine Halbkurrentschrift, die sich überwiegend durch Linksneigung, ein breites Mittelband, die Zusammendrängung von Buchstaben und ausgeprägte Brechungen, v. a. bei den Schrägschäften von i, m, n und u auszeichnet (*Textbeispiel 9*). Sie wurde zur dominierenden Aktenreinschrift des 16. Jahrhunderts und blieb auch danach für Überschriften in Verwendung.

Textbeispiel 9: Halbkurrentschrift oder Frakturkursive (1550, HHStA Wien, Religionsakten Fasz.22), entnommen aus: Eberhard Büssel/Michael Neher (Hg.), Arbeitsbuch Geschichte Neuzeit 1 (16. bis 18. Jahrhundert): Quellen. Mit einer Einführung in die hilfswissenschaftlichen Disziplinen, bearb. von Leopold Auer. München 1977 (UTB 625), S. 62 f

## Kurrentschriften

Erst seit dem späten 16. Jahrhundert beginnt sich im Schriftbild ein stärkerer Wandel abzuzeichnen. Die Tendenzen zur Kursivierung und somit auch zur Schlingenbildung nehmen zu, die Schrift wird schwungvoller und drängt noch mehr in die Breite. Das geschlossene g und das e mit Öse verschwinden; sie werden durch ein gammaförmiges g und ein zweischaftiges e abgelöst, wobei der zweite Schaft nicht die Grundlinie erreicht. Die Buchstaben s und t werden nach oben gestreckt. Man spricht zumeist von einer frühbarocken Kurrentschrift.

Diese Schrift bleibt mit gewissen Änderungen im Wesentlichen auch durch die folgende Jahrhunderte bestehen. Im 17. Jahrhundert verstärkt sich der barocke Charakter und führt zu einer Auflösung der Formen, die die Schrift elegant, aber auch unruhig und gekünstelt machen. Der größere Zug zur Klarheit, wie er sich seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts abzuzeichnen beginnt, setzt sich dann im 18. Jahrhundert fort. Gegenüber dem zur Rundung neigenden Barockschwung beherrschen nun die schräg rechtsliegenden, zu schmalen Längsstreifen zusammengedrückten Ober- und Unterlängen das Schriftbild.

Im 19. Jahrhundert wird die unter dem Einfluss der Schule und der Verwendung der Stahlfeder immer gleichförmiger werdende Schrift einer neuen Brechung unterworfen. Die konsequente Anwendung des Prinzips der Auf- und Abstriche bringt durch das damit verbundene Absetzen einen Rückgang der Kursivierung. Die Schrift wirkt dadurch sehr gleichförmig, aber gleichzeitig unpersönlich (*Textbeispiel 14*).

Textbeispiele 10-11: Lernseiten zum Erlernen der Kurrentschrift

Textbeispiel 12: Kurrentschrift um 1900, aus dem Tagebuch des Schiffsarztes Dr. Fritz Hellauer, entnommen aus: Harald Süß, Deutsche Schreibschrift. Augsburg 1991, S. 24.

Textbeispiel 13: Kurrentschrift um 1900, Kochrezept zu Weihnachtsbäckerei von Elfrun Köhncke, entnommen aus: Harald Süß, Deutsche Schreibschrift. Augsburg 1991, S. 68.

Textbeispiel 14: Kurrentschrift des 19. Jahrhunderts, Verlassenschaftsinventar über den Nachlass von Simon Schmirndorfer, Wels 1836, Privatbesitz Christian Rohr.

Im Jahr 1941 wurde die deutsche Schrift, d. h. sowohl die Fraktur als Drucktype als auch die Kurrentschrift, durch einen „internen Erlass“ der NSDAP als „Schwabacher Judenlettern“ diffamiert und abgeschafft. Paradoxiertweise ist selbst der Briefkopf dieses Schreibens in genau dieser Schrift gehalten. Dadurch endete die mehr als 400-jährige Parallelentwicklung von deutschen Fraktur- und Kurrentschriften einerseits und lateinischen Schriften andererseits.

## 2.5. Archiv- und Aktenkunde – Grundbegriffe

**Archiv:** ist die Gesamtheit der im Geschäftsgang oder im Privatverkehr organisch erwachsenen, zur dauernden Aufbewahrung bestimmten schriftlichen, bildlichen und anderen Überreste einer Behörde, Körperschaft, Familie oder einzelnen Person

Archive gliedern sich hierarchisch nach dem Kompetenzbereich:

- Staatsarchive (österreichisches Staatsarchiv in Wien, bestehend aus Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Finanz- und Hofkammerarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Kriegsarchiv, Archiv für Verkehrswesen und Archiv der Republik sowie ein Zwischenarchiv)
- Landesarchive



- Stadt- und Gemeindearchive
  - Kirchliche Archive (Diözesen, Pfarren, Klöster)
  - Privatarchive (Familien, Wirtschaftsunternehmen, Parteien, Universitäten, Medien)
- Registratur:** geordneter schriftlicher Niederschlag einer Behörde, der zur mittel- oder langfristigen Aufbewahrung dem zuständigen Archiv übergeben wird, z. B. Verwaltungsschrifttum der Salzburger Landesregierung an das Salzburger Landesarchiv
- Kassation/Skartierung:** Vernichtung von Teilen der Registratur bzw. von Archivgut, das nicht zur langfristigen Aufbewahrung bestimmt ist, je nach Art des Archivs sind davon bis zu 90% des Materials betroffen
- Archivgut:** Urkunden mit und ohne Siegel, Akten (Schriftstücke aus dem Verwaltungsbereich, die die Entwicklung eines Verwaltungsaktes dokumentieren), Verwaltungsbücher, Finanzbücher, Justizbücher, Stadtbücher, Pläne, Matriken (z. B. Universitätsmatriken, Tauf- und Sterbematriken), in neuerer Zeit auch Bild-, Ton- und Filmmaterial sowie elektronische Datenträger
- Lagerung:** je nach Art des Archivgutes in säurefreien Kartons (Schuber), Pläne u. ä. werden nach Möglichkeit flach oder in Wannen aufbewahrt. Die Lagerung erfordert besondere Sorgfalt (bestimmte Luftfeuchtigkeit und Temperatur, Schutz gegen Schädlinge, etc.)
- Restaurierung:** z. B. Desinfektion nach Schädlingsbefall, bei Tintenfraß (durch aggressive Tintenflüssigkeit), Wasserflecken, größeren Löchern im Beschreibstoff, etc., oft nur unter großem technischen und finanziellen Aufwand möglich
- Repertorien/Findbücher:** grobe Inhaltsangaben zu bestimmten Archivbeständen, zur ersten Orientierung und Vorauswahl gedacht
- Ordnungsprinzipien:** im Laufe der Zeit entwickelten sich mehrere Ordnungsprinzipien für die Gliederung von Archivgut
- Provenienz- oder Registraturprinzip: die Herkunft (Provenienz) bestimmt die Ordnung, d. h. die Ordnung der Registratur wird weitgehend beibehalten, setzt sich allgemein durch
  - Pertinenzprinzip: Gliederung des Archivgutes nach Sachgruppen
  - Bär'sches Prinzip: benannt nach dem Danziger Archivdirektor Bär, bei völlig durcheinandergeratenen Beständen empfiehlt es sich, die Akten einfach durchnummerieren und über Sachkataloge bzw. Schlagwörter zu erschließen, besonders im Zeitalter der EDV praktikabel
- Akten:** sind der Niederschlag schriftlicher Geschäftsführung, d. h. das Produkt des Schriftwechsels zwischen Behörden (bzw. Institutionen im Allgemeinen) oder zwischen Behörden und Einzelpersonen, oft aus mehreren Schriftstücken bestehend, wobei die einlaufenden Stücke im Original, die auslaufenden nur in Kopie oder im Konzept beigegeben sind.

## 2.6. Historische Karten und Atlanten – Entwicklungsgeschichte anhand ausgewählter Beispiele

Kartenbeispiel 1: Tabula Peutingeriana, vermutlich aus dem 12. Jahrhundert stammende Kopie einer spätantiken Straßenkarte für den Verwaltungsbereich (Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Kartensammlung), benannt nach ihrem Besitzer im 16. Jahrhundert, dem Humanisten Konrad Peutinger, ca. 7 Meter lang und 34 cm hoch. Die Perspektive ist extrem verzogen und daher nach heutigen Kriterien kaum lesbar. Dem Autor ging es darum, Straßenverläufe und die für die Reise geeigneten Raststationen festzuhalten. Zahlreiche topografische Details, wie Flussverläufe, sind z. T. völlig falsch wiedergegeben.

Kartenbeispiel 2: Klosterplan von St. Gallen (um 816/837), idealtypischer Entwurf, der allerdings nie zur Ausführung gekommen sein dürfte (St. Gallen, Stiftsbibliothek, Codex 1092), hergestellt unter Abt Gozbert von St. Gallen, eingezeichnet sind die Haupt- und Nebengebäude eines karolingischen Klosters, inkl. der Bereiche für die Nahrungsversorgung und das Gesundheitswesen (Nachzeichnung)

Kartenbeispiel 3: Hereford-Karte (um 1280/1290) (Hereford, Hereford Cathedral), angefertigt von Richard of Holdingham, eventuell in Lincoln, Mittelengland, sie kam kurz später nach Hereford, daher der Name. Die Welt bzw. die bekannte Ökumene ist als Scheibe dargestellt, umgeben vom Okeanos, dem Ozean rundherum.

Kartenbeispiel 4: Hereford-Karte – Detail Afrika: links das östliche Mittelmeer in das der Nil mündet, dargestellt sind neben den Städten auch zum Teil fabelhafte Tiere und Menschen sowie biblische und geschichtliche Bezüge (*horrea Joseph, castra Alexandri*)

Kartenbeispiel 5: Portulankarte zu Westeuropa von Pietro Vesconte, Mitte 14. Jahrhundert (London, British Library, Additional MS. 27376\*, fol. 180v-181r. Ab dem 14. Jahrhundert wurden für die neu aufkommende Seefahrt unter Berücksichtigung der neuen technischen Voraussetzungen (Kompass, Quadranten, Sextanten, etc.) Seekarten erstellt, bei denen das Hauptaugenmerk auf dem Küstenverlauf bzw. den Häfen liegt. Charakteristisch sind vor allem die strahlenförmigen Vermessungslinien.

Kartenbeispiel 6: Weltkarte des Heinrich Martellus (um 1490) (London, British Library, Additional MS. 15760, fol. 68v-69r). Die „wiederentdeckte“ Kugelgestalt der Erde sowie die Erkenntnisse des antiken Geographen Claudius Ptolemaios spielen dabei ebenso eine Rolle wie die jüngsten Entdeckungsreisen, z. B. die Fahrt des Bartolomeo Diaz ans Kap der Guten Hoffnung (1488). Amerika fehlt dadurch noch.

Kartenbeispiel 7: „Romweg“ von Erhard Etzlaub, Nürnberg 1500. Die Karte wurde für die Pilgerfahrt nach Rom anlässlich des heiligen Jahres 1500 angelegt und zeigt „gesüdet“ die verschiedenen Wege durch Mitteleuropa.

Kartenbeispiel 8: Karte des Salzburger und ostbayerischen Bereiches von Ortelius, aufbauend auf der Salzburg-Karte von Markus Setznagel (1595). Die aufwändige Gestaltung wird durch eine Stadtansicht von Salzburg ergänzt. Darauf ist noch der vorbarocke Dom aus der Romanik zu sehen.

Kartenbeispiel 9: Karte von Altpölla im Waldviertel aufbauend auf dem Franziszeischer Kastaster von 1824. Deutlich sind die auf das Mittelalter zurückgehenden Dorfformen zu erkennen, z.B. die dreiseitige Angerdorfform mit der Gemeindeweide im Zentrum, der sog. Allmende, und den sog. Gewannefluren, d. h. streifenförmigen Äckern mit Wechselfruchtwirtschaft, rundherum. Dieser Dorfaufbau ist vor allem im Waldviertel bis heute noch oft erkennbar. (aus: Friedrich Polleroß [Hg.], Geschichte der Pfarre Altpölla, 1132-1982. Altpölla 1982, S. 454). Aufbauend auf die neuen Erkenntnisse im Vermessungswesen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts liegt jetzt eine Karte nach heutigen Projektionskriterien vor. Die österreichische Landvermessung, allen voran der aus Triest stammende Johann Jakob von Marinoni, nahm vor allem unter Maria Theresia und Josef II. eine Vorreiterrolle in Europa ein (vgl. den Josephinischen Kataster, der schließlich unter der Regierung von Kaiser Franz II./I. vollendet wurde). Sie diente dabei der systematischen Erkundung des Herrschaftsgebietes, auch zur steuerlichen und militärischen Erfassung der

Untertanen. Noch heute sind in manchen Gegenden die sog. Konskriptionsnummern auf den Häusern angebracht, die zur systematischen Aushebung von Soldaten dienten.

Kartenbeispiel 10: Karte der Länder Österreich ob und unter der Enns und Salzburg von Justus Perthes (1850). Johann Georg Justus Perthes (1749-1816) begann ab 1785 in seiner „geographischen Anstalt“ als einer der ersten, Handatlanten für ein breiteres Publikum zu verlegen. Dieses Unterfangen wurde von seinem Sohn Wilhelm Perthes fortgeführt und schließlich zur Institution. Eingezeichnet sind auch die wichtigsten Straßen sowie die Pferdeisenbahnen Linz-Budweis und Linz-Gmunden.

Kartenbeispiel 11: Karte der Länder Österreich ob und unter der Enns und Salzburg von Josef Weniger. Beispiel für eine thematische Karte im Rahmen des Baus der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn. Undatiert, vermutlich 1858. In der Absicht, den Reisenden über den Verlauf der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn zu informieren, verzichtet Weniger völlig auf die Darstellung von Geländeformen, etc. Allerdings hinkt die Karte dem tatsächlichen Baufortschritt hintennach. Die Strecke zwischen Wels und Salzburg ist noch als projiziert eingezeichnet, wurde um diese Zeit aber schon (mit modifiziertem Verlauf über Lambach und Vöcklabruck) gebaut.

## 2.7. Numismatik

Die Numismatik oder Münzkunde stellt für alle Epochen seit der griechischen und römischen Antike eine Basis dar, auf der wirtschaftsgeschichtliche, aber auch kunstgeschichtliche und allgemein politikgeschichtliche Fragestellungen möglich sind. Die Rolle als Propagandainstrument hatten Münzen v. a. in der römischen Antike, indem die Kaiser ihre Parolen damit verbreiteten. Eine ähnliche Funktion übernahmen in den autoritären Regimes des 20. Jhs. etwa die Briefmarken.

Nach dem Zusammenbruch des antiken Römerreichs gingen in den Wirren der Völkerwanderung und der Merowingerherrschaft auch das einheitliche römische Münzwesen und ganz allgemein die Geldwirtschaft weitgehend unter. Der Tauschhandel war an die Stelle des Geldhandels getreten. Erst Karl der Große versuchte im Rahmen seines Strebens nach Vereinheitlichung (vgl. auch die Einführung der Karolingischen Minuskel und einer einigermaßen normierten mittellateinischen Sprache) nach einem für sein ganzes Reich gültiges Münzwesen. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, dass nach wie vor im lokalen Handel die Naturalwirtschaft dominierte und die Münzen weitgehend für den Fernhandel bestimmt waren. Karls Münzsystem kannte eine einzige Münzeinheit, den Pfennig (lat. *denarius*, abkürzt d), eine Silbermünze von etwa 2 g Gewicht. Größere Mengen an Pfennigen gab man in Gewichten an, die uns heute nur mehr als Münzeinheiten begegnen, ursprünglich aber gar keine waren.

- 12 Pfennige ergaben einen Schilling (lat. *solidus*, abgekürzt s)
- 20 Schillinge oder 240 Pfennige ein Pfund (lat. *libra*, abgekürzt lb.) – vgl. die heute noch in Deutschland gebräuchliche Gewichtseinheit Pfund, ca. 0,5 kg.

Dieses System hatte während des gesamten Mittelalters und auch in der Frühen Neuzeit Bestand. In England hielt es sich bis zur Münzreform 1711/12. Dort bestand bis dahin 1 pound aus 20 shilling, diese wiederum aus je 12 pence. Erst mit Anfang 1712 wurde das metrische System 1 pound = 100 pence eingeführt.

Im österreichischen Bereich war hingegen eine andere Umrechnung üblich: Hier ergaben

- 30 Pfennige einen Schilling (den so genannten „langen Schilling“/*solidus longus* im Gegensatz zum „kurzen Schilling“/*solidus brevis* zu je 12 Pfennigen)
- 8 Schillinge oder 240 Pfennige ergaben ein Pfund.

Das Recht zur Münzprägung lag zunächst allein beim Kaiser bzw. König, war also ein so genanntes Regal, doch verlieh er dieses Privileg im Laufe der Zeit auch an hohe Adelige – vgl. etwa die Musterurkunde, das Münz-, Markt- und Mautrecht für den Erzbischof von Salzburg (996). Die wichtigste Prägestätte der Salzburger Erzbischöfe lag freilich nicht in Salzburg selbst, sondern in deren Kärntner Besitzung Friesach.

Die Münzherren verfügten in unregelmäßigen Abständen, dass alle Münzen wieder eingezogen wurden. Dieser Prozess, **Münzverruf** genannt, diente als wichtige Einnahmequelle, da die Münzen geschmolzen und mit einem geringeren Gewicht bzw. Feingehalt an Silber wieder ausgegeben wurden. Dieser Verlust der Kaufkraft war gleichsam die „Inflation“ des Mittelalters und der Frühen Neuzeit und trat vor allem in Krisenzeiten auf, wenn der Herrscher viel Geld benötigte, etwa in der so genannten „Schinderlingszeit“ Mitte des 15. Jhs. oder in der „Kipper- und Wipperzeit“ während des Dreißigjährigen Krieges. Der Umstand der Geldentwertung führte den englischen Wirtschaftshistoriker Grasham zu dem Schluss, dass „gutes Geld stets von schlechterem abgelöst werde“ (Grasham'sches Gesetz).

Mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft begannen die Münzherren, auch größere Münzen mit einem vielfachen Wert des Pfennigs zu prägen. Im österreichischen Raum hatten dabei die Grafen von Tirol (Tirol lag seit jeher als Passland an den Durchzugsrouten der Fernhändler) eine Vorreiterrolle. Auf ihren 4-Pfennig-Stücken (zum Teil auch auf den 20-Pfennig-Stücken) war auf der Rückseite ein Kreuz angebracht; daher erhielten diese Münzen den Namen (Etsch-)Kreuzer. Ebenso umfasste der Groschen 12 oder 20 Pfennige. In Trient wurden im 13. Jahrhundert auch Schillinge geprägt, sodass die Gewichtseinheit endgültig zur Währungseinheit übergang.

Im 15. Jh., als die Grafen von Tirol begannen, systematisch und höchst effizient die großen Silbervorkommen bei Schwaz in Tirol abzubauen, ging man dazu über, Großsilbermünzen zu prägen, die einem Vielfachen der Pfennige entsprachen. Die wichtigste Prägestätte der Grafen von Tirol war Hall östlich von Innsbruck. Die dort geprägten Pfennige (Haller Pfennige) lebten in der Bezeichnung Heller weiter. Diese Guldiner und Halbguldiner sollten vor allem eine Konkurrenz zu den aus Italien kommenden großen Nominalia aus Gold bilden, vor allem zum Gulden aus Florenz (lat. *florenus*, abgekürzt fl; im Wort Gulden steckt auch der Hinweis auf das Prägematerial) und zu Dukaten aus Venedig (von ital. *duca* = Doge). Aber auch in anderen Gebieten des Heiligen Römischen Reiches kamen im ausgehenden Spätmittelalter Großmünzen auf, vor allem der aus Joachimsthal in Nordböhmen stammende (Joachims-) Taler. Aus diesen spätmittelalterlichen Münzeinheiten lassen sich bis heute zahlreiche Währungsbezeichnungen ableiten.

Erst im 18. Jh. kam es zu einer Normierung der zahlreichen Nominalia im deutschsprachigen Raum. 1873 ging das neu entstandene Deutsche Kaiserreich zur Mark (zu je 100 Pfennig) über, 1892 das Kaiserreich Österreich zur Kronenwährung (zu je 100 Pfennig). Letztere überlebte das Ende der Habsburgermonarchie nur um wenige Jahre und wurde nach der Hyperinflation der frühen 20er-Jahre 1924 durch den Schilling ersetzt.

## 2.8. Metrologie (Maßkunde)

Die Kunde von den Maßeinheiten ist ohne die Zuhilfenahme von Handbüchern (z. B. Rottleuthner) nicht denkbar. In früheren Zeiten bestand auch zwischen gleich lautenden Maßeinheiten oft ein großer Unterschied. So wurde unter einem Metzen (ein Getreidehohlmaß) je nach Stadt zwischen 50 und 80 Litern verstanden, unter einem Scheffel (ebenfalls für Getreide) zwischen 40 und 170 Litern. Ein Becher schwankte gar zwischen 0,13 und 3,8 Litern! Ein Joch oder ein Tagwerk, beides im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit häufig verwendete Ackermaße, beschrieben die Größe, die an einem Tag gepflügt werden konnte. Je nach Beschaffenheit des Bodens konnten darunter natürlich sehr unterschiedliche

Größen verstanden werden. Ebenso gab eine Hufe die Ackergröße an, von der eine Familie leben konnte.

Nichtsdestotrotz gab es immer wieder Versuche, die Maße zu vereinheitlichen. Ähnlich wie bei den Münzen versuchte etwa Karl der Große, in seinem Reich einheitliche Maße einzuführen, allerdings mit weniger Erfolg als bei den Münzen, ebenso versuchte dies Eike von Repgow in seinem Sachsenspiegel, einer der wichtigsten Rechtssammlungen des Mittelalters. Gerade in den Städten als Handelszentren standen Normbehälter, etwa der schon erwähnte Metzen.

Erst im 18. Jh. kam es zu durchgreifenderen Reformen und Vereinheitlichungen im Maßsystem, vor allem unter Friedrich den Großen von Preußen und unter Maria Theresia. Schließlich setzte sich aber das von der Pariser Nationalversammlung 1793 beschlossene metrische (Dezimal-)System durch, das 1868/1871 auch in Preußen und Österreich übernommen wurde. 1875 wurde etwa in Paris in der so genannten Meterkonvention der Meter genau determiniert. Ähnliches gilt für die heute noch üblichen Längenmaße im englischsprachigen Bereich (Inch, Foot, Yard).

## 2.9. Heraldik (Wappenkunde)

Die Heraldik (Wappenkunde) beschäftigt sich mit der Beschreibung, Zuordnung aber auch Verwendung von Wappen: Darunter versteht man nach gängigen Definitionen „farbliche Abzeichen, die Personen oder Körperschaften repräsentieren und ihnen erblich oder bleibend verliehen sind“. Sie entstanden als persönliche Kennzeichen im nordwesteuropäischen Raum zwischen etwa 1120 und 1150 aus der Bemalung, Beschlagung oder Bespannung von Kampfschilden. Der seit dem Ende des 12. Jahrhunderts bezeugte mittelhochdeutsche Begriff *wâpen* für Schildzeichen ist entsprechend stammverwandt mit dem Begriff „Waffen“.

Im 12. Jahrhundert war das Führen von Wappen noch auf Mitglieder des dynastischen Adels beschränkt. Ein Jahrhundert später jedoch führten auch zahlreiche der Ministerialen, das sind ursprünglich halbfreie Dienstmännern eines Adligen bei Hof, ein eigenes Wappen. Gerade die Schicht der Ministerialen wird in der Folgezeit tragend für die ritterliche Kultur. Ebenso begannen ab dem 13. Jahrhundert auch Städte, Märkte und hochgestellte Bürger Wappen zu führen, ebenso diverse Korporationen wie Orden, Klöster, Hospitäler oder Bruderschaften.

Seit der Frühen Neuzeit entstanden Abbildungswerke oft großen Ausmaßes, die die Anfänge der Wappenkunde bilden. Durch diese Wappenbücher, aber auch durch die so genannten Wappenbriefe, mit denen Wappen verliehen wurden, entstand eine sehr spezifische und mitunter seltsam klingende Sprache zur Beschreibung der Wappen, das so genannte Blasonieren. Einige Grundzüge davon seien im Folgenden kurz vorgestellt.

Zunächst wird nach so genannten Farben und Metallen unterschieden. Die Grundfarben sind Rot, Blau, Grün und Schwarz, manchmal kommt noch Purpur hinzu, die Metalle Gold und Silber. Es ist also in der Heraldik verpönt „Gelb“ und „Weiß“ zu sagen. Diese Farben und Metalle werden nach der Regel kombiniert, dass weitestgehend nur Farbe auf Metall oder Metall auf Farbe liegen darf. Um ein einfaches Beispiel zu nennen: Beim österreichischen Bindenschild handelt es sich um einen silbernen Balken auf rotem Grund. Die einzige „klassische“ Ausnahme bildet das Wappen der Päpste, wo Gold und Silber miteinander kombiniert sind. In Schwarz-Weiß-Tafelwerken werden die Farben und Metalle zudem mit einer normierten Schraffierung bzw. Punktierung wiedergegeben.

Weitaus komplizierter gestaltet sich die Beschreibung der Formen und Muster auf dem Wappen, der so genannten Schildteilungen. Man spricht hier von geteilt (waagrecht), von (breiten) Balken und (schmalen) Leisten, von gespalten (senkrecht), von (breiten) Pfählen und (schmalen) Stäben, von geviert, geschacht (kariert), Schildfuß, Ort, etc. Zudem gibt es zahlreiche Kreuzformen, Tier- und Fabelwesen, Stadttore, etc. Schließlich kommt auch das so

genannte Pelzwerk häufig vor. In frühester Zeit waren nämlich die Schilde oft mit Leder, Pergament oder Pelzen beschlagen. Beim Pelzwerk handelt es sich nun um standardisierte Musterungen (in unterschiedlichen Farbkombinationen).

Auf dem Schild ist zudem häufig ein Helm und eine Helmzier angebracht. Unter der Helmzier versteht man jedweden Schmuck auf dem Helm selbst. Er diente bei Turnieren in erster Linie dazu, die verschiedenen Mitglieder ein und desselben Geschlechts voneinander zu unterscheiden. Er bestand zunächst aus einfachen Bemalungen. Später wurden Aufbauten auf der flachen Decke des Topf- und Kübelhelms plastisch ausgearbeitet – etwa in der Form eines Kamms. Besonders beliebt waren Federn, Hörner, Flügel, Tiere oder Menschenrumpfe. Die ältesten Figuren waren echt, später jedoch aus Draht, Stoff, Holz, Gips, Leder oder Pappe plastisch herausmodelliert und auf dem Helm befestigt. Die Helmzierden spielten eine große Rolle bei der so genannten Helmschau am Tag vor dem Turnier. Dabei wurden die Turnierhelme samt Helmzier von einem Herold, oft in Begleitung adeliger Frauen, inspiziert; wurde dabei ein Turnierunfähiger entdeckt, wurde sein Helm entfernt und somit die Teilnahme am Turnier verwehrt. Im Wappenwesen kam die Helmzier ab dem 13. Jahrhundert auf.

## 2.10. Genealogie

Die Genealogie beschäftigt sich mit den Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnissen und war vor allem in früheren Jahrhunderten vornehmlich auf die Adelshäuser gerichtet. Hofgenealogen bestimmten hier etwa die Reihung bei der Thronfolge. Zudem war die Beschäftigung mit Verwandtschafts- und Heiratsbeziehungen oft auch ein Anknüpfungspunkt für die Geltendmachung von Herrschaftsansprüchen. Die heute oft von Laien betriebene Familienforschung stellt dazu gleichsam eine „entpolitisierte“ Variante dar. In Verruf gelangte die Genealogie durch die Forderung der Nationalsozialisten, mittels „Ariernachweises“ zu beweisen, dass man bis in die vierte Generation keine jüdischen Vorfahren habe. Heute sind wieder leise Versuche zu erkennen, sich dieser Hilfswissenschaft abseits von adeliger Hofhistoriografie und frei von rassistischen Untertönen mit modernen Fragestellungen zu nähern.

Das Ergebnis der genealogischen Forschungen manifestiert sich in den Verwandtschaftstafeln. Diese können entweder aufsteigend von einer Person gestaltet sein (Aszendenz, d. h. Vorfahrentafel) oder absteigend von einem Urahn (Deszendenz, d. h. Nachfahrentafel).

### Ausgewählte Verwandtschaftsbezeichnungen

Ahn/Ähnl	Großvater/Großmutter
Eidam	Schwiegersonn
Friedel	Ehefrau in einer Minderehe, dennoch rechtsgültig
Kegel	uneheliches Kind
Mauser	unedler Elternteil
Muhme	Tante (Schwester des Vaters)
Schwäher	Schwiegervater
Schwieger	Schwiegermutter
Sünerin, Schnur	Schwiegertochter
Vetter	Onkel (Bruder des Vaters); Cousin (Sohn desselben)
Wirt/Wirtin	Ehemann/Ehefrau